Lug und Trug.

Originalroman in drei Büchern von Julius Keller.

(3. Fortsetzung.)

5. Capitel.

Während Else, in hoffnungsvolle Gedanken vertieft, den Klängen der Orgel in der Kirche lauschte, saß Beate in der Laube des Amtmanns.

Sie war wiederum ganz in Schwarz gekleidet, wie bei ihrer geheimnißvollen Ankunft in des Bruders Hause, und ihr Antlitz hatte seit jenem Tage durchaus nicht gewonnen, es zeigte dieselbe krankhafte gelbe Farbe und auch der Ausdruck war derselbe.

Beate befand sich nunmehr seit zwei Wochen im Hause ihres Bruders, ohne daß ihre Anwesenheit irgend welche Veränderungen in den Verhältnissen herbeigeführt hatte — ja, die Bediensteten des Amtmanns bemerkten die Gegenwart eines neuen Familiengliedes kaum. Wenn die hohe, schlanke Gestalt ihnen einmal begegnete, dann traten sie ängstlich, fast scheu zur Seite und neigten ehrfurchtsvoll die Häupter und athmeten erleichtert auf, sobald die ernste Frau an ihnen vorübergeschritten war. Man empfand vor der Schwester des Amtmanns, deren ganzes Leben, deren plötzliche Ankunft und dauernde Anwesenheit im Hause ein gewisses, geheimnißvolles Dunkel umgab, beinahe ein Gefühl der Furcht und vermied es allgemein geflissentlich, ihr zu begegnen.

Und trotzdem hatte Beate noch keinem irgend etwas zu Leide gethan, an keinen der Bediensteten ein rauhes Wort gerichtet! — Sie sprach überhaupt nur selten, fast niemals, wenn außer dem Amtmann und seiner Tochter noch irgend eine andere Person zugegen war. Aber in dem Klang ihrer Stimme, in dem Ausdruck ihrer Augen lag eben etwas unbeschreiblich Düsteres und Drohendes, und dies erschreckte Jeden, der Beate sprechen hörte oder dessen Blick dem ihrigen begegnete.

Die schweigsame, ernste Dame sei eine Schwester des gnädigen Herrn, die ihren Mann verloren habe und nun als Wittwe in das Haus ihres Bruders zurückgekehrt sei—das war Alles, was man von Beate wußte, und aus diesem traurigen Umstande suchte man sich die Melancholie und düstere Schweigsamkeit der anscheinend früh gealterten Frau zu erklären.

Und wahrlich! Nichts schien diese Gemüthsverstimmung Beatens zu mildern, denn auch jetzt, als sie in der üppig grünen Laube saß, und der helle, freundliche Sonnenschein den Garten umfluthete, während lustige Vögel rings umher ihre fröhlichen Lieder sangen, glich sie in Haltung und Aussehen einer unheilbringenden Parze.

Regungslos saß sie da und schien einem bestimmten Gedanken nachzuhängen. Erst als nach langer Zeit schnelle, leichte Schritte ertönten, richtete sie sich ein wenig auf und blickte mit dem Ausdruck einer gewissen Spannung und Unruhe nach der Richtung hin, aus welcher die Schritte gekommen.

Die zierliche Gestalt näherte sich eilig der Laube. Else schien sich in großer Erregung zu befinden, denn sie hatte das Köpfchen tief auf die Brust herabgesenkt und bemerkte gar nicht, daß sich Jemand in der Laube befand. Erst als sie mitten in derselben stand, hob Else tief aufseufzend den Kopf empor und nun erst erblickte sie die Tante.

Sie schien zu erschrecken und trat unwillkürlich einen Schritt zurück.

„Sie hier, Tante?“ fragte sie mit eigenthümlich unsicherer Stimme, während sie das Gesangbuch verlegen zwischen den Fingern umherwendete.

„Allerdings, mein Kind, und Du scheinst fast erschrocken über meine Gegenwart.“

„Erschrocken?—O nein!“ sagte Else, aber sie konnte nicht lügen, die gute Kleine, ihr ganzes Wesen verrieth nur zu deutlich, daß sie sich im Banne einer mächtigen Erregung befand und gehofft hatte, in der Laube allein bleiben und ihre Ruhe wiederfinden zu können.

Den scharfen, beobachtenden Augen Beatens konnte diese Empfindung nicht entgehen.

„Schon gut, Else,“ sagte sie, „ich will Dir glauben. Komm, setze Dich hierher zu mir.“

Else gehorchte widerspruchslos. Sie empfand kein warmes Gefühl der Zuneigung für die Tante, deren Wesen ihr unverständlich und beinahe unheimlich war, aber sie fühlte sich ihr zum strengsten Gehorsam verpflichtet. Sie hegte eine tiefe Achtung vor dem Schmerze und Ernste dieser Frau, und meinte, jedes Wort, das deren Lippen aussprachen, müsse tiefster Lebensweisheit entsprossen sein. Sie hielt es gar nicht für möglich, daß man es jemals wagen könnte, ihrer Tante den Gehorsam zu verweigern.

Dennoch erschrak sie, als plötzlich Beate ihre Hand ergriff und sie näher zu sich heranzog. Das war noch niemals geschehen.

Die scharfen Augen Beatens richteten sich nun auf das Gesicht des jungen Mädchens mit einem Ausdruck, als ob sie dessen tiefinnerste Gedanken ergründen und lesen wollten.

„Mein Kind,“ begann Beate, „mein Kind, Dir ist eine große Ueberraschung widerfahren!“

Else zuckte zusammen und starrte wortlos der Tante ins Gesicht.

„Du hast eine Gewißheit erhalten, die Dich glücklich macht!“

„Tante!“ rief Else außer sich vor Verwunderung, jene aber fuhr in etwas schnellerer, fast hastiger Weise dann fort:

„Du liebst, Else, und wirst wieder geliebt!“

Das junge Mädchen begann lebhaft zu zittern und glühende Röthe übergoß das Gesicht.

„Heute vor der Kirche hast Du Dich mit dem geliebten Manne getroffen und—“

„Tante! — Woher wissen Sie?“ stotterte Else in höchster Verwirrung.

„Ich habe Ahnungen, mein Kind,“ entgegnete nun Beate und zum ersten Mal sah Else etwas wie ein Lächeln über die düsteren Züge dieser Frau huschen. Ach, wenn das junge Mädchen gewußt hätte, welche Gefühle sich hinter diesem Lächeln bargen.

„Und ich weiß noch mehr, mein Kind,“ fuhr die Schwester des Amtmanns in, wenn auch nicht zärtlichem, so doch freundlichem Tone fort.

„Noch mehr, Tante?“

„Ich kenne den Namen Deines Geliebten und will Dir denselben nennen! Es ist Herr Bernhard Hertel, der junge Kanzlist Deines Vaters!“

Wieder zuckte Else zusammen — dann aber starrte sie die Tante sprachlos vor Erstaunen an, als sähe sie in das Gesicht einer Wahrsagerin, deren Aussprüche mit der Wirklichkeit übereinstimmten.

„Habe ich Recht, mein Kind!“ fragte Beate langsam, „antworte mir rückhaltslos!“

„Ja, Tante, Sie haben Recht,“ kam es leise und zaghaft von den Lippen Else's, „und,“ setzte das junge Mädchen seiner unbedingten Wahrheitsliebe folgend hinzu—„Sie hatten Recht in Allem, was Sie soeben sagten.“

Sie neigte schamhaft und verwirrt das Haupt und bemerkte nicht, daß es in den Augen Beate's triumphirend aufblitzte.

„Und Ihr wollt einander heirathen?“ fragte Jene dann, indem sie ihre Hand auf die Schulter des jungen Mädchens legte.

„Ja.“

„Und wann?“

„Das wissen wir selbst noch nicht, Tante, aber bald, recht bald.“

„Weiß der Vater schon darum?“

„Nein.“

„Aber Ihr werdet es ihm bald sagen?“

„Nächster Tage wird Bernhard seine Bewerbung anbringen.“

„Und Du glaubst, daß der Vater einwilligen wird, mein Kind?“

„O, gewiß!—Warum sollte er nicht?“

„Du hast Recht!—Der Vater kennt ja Deinen Bernhard.“

Else hob plötzlich, als folgte sie einem schnell in ihr aufsteigenden Gedanken, den Kopf empor und fragte mit flehender Stimme:

„Wollen Sie uns beistehen, Tante?“

„Gewiß, mein Kind,“ erwiderte Beate, die Hand ihrer Nichte ergreifend und sanft streichelnd, „bedarf es dieser Frage? Mein Wort darauf, liebe Kleine, ich will thun, was in meinen Kräften steht, um Euch zu nützen und Euer Glück, die Schließung Eures Bundes zu beschleunigen.“

„O, wie gut Sie sind, Tante!“ rief Else beglückt aus und preßte einen innigen Dankeskuß auf die dürre Hand Beatens.

Regungslos duldete Beate diese Liebkosung des vertrauensvollen und gläubigen Kindes, dann sagte sie in besorgtem Tone:

„Du bist sehr erregt, liebe Kleine, und bedarfst der Ruhe. Geh' auf Dein Zimmer und leg' Dich ein wenig nieder. Du mußt mit Deinen Empfindungen und Gedanken allein sein; das wird Dich wieder beruhigen.“

„Wenn Sie meinen, so will ich gehen,“ antwortete Else gehorsam. Sie preßte noch einige verehrungsvolle Küsse auf die Hand der Tante und huschte dann aus der Laube. Sie fühlte sich glücklich und erleichtert, eine Vertraute und Bundesgenossin gefunden zu haben, wenn auch der Gedanke, daß dies gerade die ernste und schweigsame Tante sei, ihr außerordentlich wundersam und kaum glaubhaft erschien.

Beate aber hatte erfahren, was sie zu erfahren gewünscht.

Schon wenige Minuten nachdem Else gegangen, erhob sich die Schwester des Amtmanns und schlug mit raschen Schritten denselben Weg ein, den ihre Nichte genommen hatte. Sie betrat das Haus und stieg die Treppe empor, so schnell und hastig, wie sie es noch nie gethan hatte.

Einige Sekunden später trat sie in das Gemach ihres Bruders.

„Nikolaus, hast Du Zeit für mich?“

Der Amtmann stand schnell von seinem Platze am Schreibtisch auf und ging ihr entgegen. Er hatte an dem Klange ihrer Stimme sofort erkannt, daß eine besonders wichtige Angelegenheit sie zu ihm führte und diese Vermuthung wurde zur Gewißheit, als er in ihre Züge blickte, in welchen sich eine unverkennbare Erregung bemerkbar machte.

„Verschließe die Thüre, Nikolaus,“ raunte sie ihm zu, „wir müssen für einige Zeit allein und ungestört bleiben.“

Er erfüllte ihr Begehren und als er sich wieder umwendete, rief sie ihm mit gedämpfter Stimme entgegen:

„Was wir gefürchtet und doch erwartet haben, ist eingetroffen. Else und Bernhard haben sich ausgesprochen und sind einig. Sie lieben sich und wollen sich heirathen, und in wenigen Tagen wird der junge armselige Herr Dich um die Hand Deiner Tochter bitten.“

„Teufel! Das ist schneller gegangen als ich geglaubt!“ fuhr der Amtmann auf.

„Sagte ich es Dir nicht? — Wo würdest Du mit Deiner Einfalt hinkommen, wenn ich nicht erschienen wäre, um Dir zur Seite zu stehen! — Was wolltest Du nun anfangen, wenn der Schlag Dich unvorbereitet träfe? — Es bliebe Dir nichts anderes übrig, als den frechen jungen Mann aus dem Hause zu werfen—“

„Nein, nein,“ unterbrach sie der Amtmann hastig und beinahe erschrocken, „das darf nicht, daß darf niemals, unter keinen Umständen geschehen, eher—“

„Nun, eher — —? Steht es mit Deinen Rechnungen so vortrefflich, mein Bruder?“

Er stampfte erregt mit dem Fuße auf.

„Diese Verbindung darf nicht geschlossen werden,“ sagte er dann rauh und erregt im Zimmer auf und nieder schreitend, „das weißt Du so gut wie ich! Wir müssen sie verhindern und unsern ehemaligen Plan durchsetzen, denn—zum Teufel, um meine Rechnungen steht es nichtswürdig schlecht! — Aber den Burschen aus dem Hause werfen, ihm einfach sagen: „marsch — hinaus—“ nein, das geht nicht!“

„Ich verstehe, mein Bruder! Du hast mir Deine Ansichten hierüber bereits einmal entwickelt und ich muß denselben beipflichten.“

„Ich glaube es, weil Du ein vernünftiges und einsichtsvolles Geschöpf bist! — Erstens würde mein Ansehen durch solche Handlungsweise einen gewaltigen Stoß bekommen! Man hält mich hier allgemein für einen äußerst humanen, das Geld und die äußeren Verhältnisse verachtenden Mann, man hält mich für reich und für großherzig! —

Niemals würde man es mir verzeihen, wenn man mich jetzt plötzlich als einen hartnäckigen, tyrannischen Vater kennen lernte, der einem allgemein hochgeachteten Manne die Hand seiner Tochter verweigert, nur weil jener kein Vermögen besitzt, — der sein einziges Kind deshalb unglücklich macht! Mein Ansehen würde wie mit einem Schlage schwinden, und das darf niemals geschehen! — Die größte Sicherheit für einen Mann von —meiner Vergangenheit ist eine gute Position! — Die habe ich und die muß ich mir bewahren, oder es wird die Zeit kommen — — — doch genug, genug! — Dies ist der erste Grund, der mich zwingt, jede schroffe Handlungsweise zu vermeiden.

Aber es giebt noch mehr andere, zwingende Gründe hierfür. Da ist z. B. ein gewisser Weißkirchner, Du kennst ihn ja von früher her, — ein alter Spion und Weisheitskrämer, der sich mit allerlei mir sehr lästigen Ahnungen und Vermuthungen herumträgt........ Bei ihm wurde Bernhard erzogen — er kümmert sich unausgesetzt um das Schicksal des jungen Mannes und wenn er erführe, daß ich denselben schlecht und rücksichtslos behandelt hätte, würde der alte Narr sicherlich Lärm schlagen. Dieser Lärm aber — könnte mir gefährlich werden, denn — denn —“ hier stockte plötzlich der Amtmann und fuhr erst nach langer Pause mit leiser, unsicherer Stimme fort, „denn es giebt noch einen anderen Menschen, den ich zu fürchten habe, viel, viel mehr zu fürchten, als jenen alten Weißkirchner.... Jener unheimliche Mensch, der von Zeit zu Zeit ganz plötzlich hier auftaucht, wird über kurz oder lang wieder vor mich hintreten und seine entsetzlichen Fragen an mich richten!

Und ich bin dazu gezwungen, dieselben zu beantworten, gezwungen, ihm genaue Rechenschaft über das Schicksal Bernhard's zu geben und ihm zu beweisen, daß ich dasselbe günstig gestaltete. — O, wenn ich dieses giftige Reptil zertreten, vernichten könnte! rief da der Amtmann, in plötzlich auflodernder Wuth die Hände ballend, wenn ich ihn aus der Welt zu schaffen vermöchte, diesen unerbittlichen, grausamen Mahner, der mir das Dasein unerträglich macht, der eine dämonische Gewalt über mich besitzt!“

Beate war, überrascht und besorgt von dem plötzlichen Ausbruch der Erregung ihres Bruders, aufgestanden und legte nun ihre Hand auf seine Schulter.

„Nikolaus,“ sagte sie ermahnend und anscheinend in größter Ruhe, „komme zu Dir, gieb Dich nicht einer so gefährlichen und — unnützen Erregung hin.

„Ja, Du hast Recht, Beate,“ entgegnete der Amtmann, sich energisch zusammenraffend, „aber sage selbst, wie sollte ich jenem entsetzlichen Menschen Auskunft geben, wenn ich Bernhard — — nein, nein! Es ist ein düsteres Fatum, das mich zwingt, nichts gegen den Mann, welcher meine Pläne jetzt so schändlich durchkreuzt, zu unternehmen..... Er muß nach wie vor in mir seinen besten, väterlichen Freund erblicken, darf durch mich nicht gekränkt, nicht beleidigt und geschädigt werden—!

„Und da dennoch das Bündniß zwischen ihm und Deiner Tochter nicht zu Stande kommen darf,“ fiel da Beate ein, während es in ihren Augen unheimlich aufleuchtete, „so bleibt uns kein anderes Mittel übrig, als—die List.“

„Ja—die List!—“

„Die Liebenden müssen von einander getrennt werden, ohne daß Dich irgend welche Schuld daran zu treffen scheint,“ fuhr Beate langsam fort, indem sie sich wieder niederließ und vor sich hinstarrte, „Du selbst mußt es anscheinend am tiefsten bedauern, daß die Vereinigung der Beiden nicht zu Stande kommt.“

„Da hast Du das Richtige getroffen,“ fiel der Amtmann lebhaft ein, dann aber fügte er leise und kopfschüttelnd hinzu:

„Indessen wüßte ich nicht, auf welche Weise sich die Sache so arrangiren sollte.

„Dafür lasse mich sorgen, Nikolaus. Du thust ja gerade, als ob dies eine unerfüllbare Aufgabe wäre. Freilich, man muß kombiniren, muß alle seine Gedanken auf diesen einen Punkt concentriren und ungestört, unbeirrt von irgend welchen anderen Gedanken und Empfindungen über diese eine Angelegenheit nachgrübeln können. Man muß eine leidliche Dosis Erfindungsgabe besitzen und sich der Sache überhaupt mit einem außergewöhnlichen Eifer widmen....

Das Alles ist bei mir der Fall, mein Wort darauf, ich stürze mich mit einem gewissen Fanatismus auf die Idee, den Bund dieser beiden Liebenden zu zerstören, und ich werde meinen Zweck erreichen, verlasse Dich darauf!.... Sie sollen nicht glücklich werden, wie ich es nicht bin! Sie sollen nicht genießen, wenn wir entbehren müssen!“

Der Amtmann blickte fast mit dem Ausdruck des Grauens auf seine Schwester. Er erkannte, daß sie eine dämonische Lust darin fand, jedes fremde Glück zu zerstören, daß sie beherrscht wurde von demselben entsetzlichen Gefühl, welches vor langer, langer Zeit auch in seine verdüsterte Seele eingezogen war und ihm die furchtbarste Stunde seines Lebens bereitet hatte, die Stunde, durch welche sein ganzes Dasein vergiftet war, und die ihn zu dem ruhelosen, unstäten und zwischen chaotischen Empfindungen hin- und herschwankenden Menschen gemacht.

Beate hatte nicht zu viel versprochen—sie hielt ihr Wort. Noch ehe die Nacht hereingebrochen war, hatte sie das gesuchte Mittel gefunden.

6. Kapitel.

Mit langsamen Schritten kam Bernhard Hertel auf der stillen Straße einher, an welcher das Haus des Amtmanns lag.

Je mehr er sich dem freundlichen, hellen Gebäude näherte, desto mehr verlangsamte er seine Gangart und es schien ihn große Anstrengung zu kosten, sich dem Hause des Vorgesetzten völlig zu nähern.

Es mußte eine peinliche und ziemlich aufregende Angelegenheit sein, welche ihn zu einem Besuche des Amtmanns veranlaßte, denn sein Gesicht hatte sich in ernste Falten gelegt, hin und wieder zuckten seine Lippen in nervöser Aufregung, und seine Augen blickten nicht so hell und jugendfrisch; es war, als läge ein drückender Alp auf seiner Brust.

Und der Schein trügte nicht. Heute endlich, nach achttägigem Zögern, hatte Bernhard sich entschlossen, vor den Amtmann hinzutreten, ihm seine Liebe zu Else zu gestehen und um die Hand des angebeteten Mädchens zu bitten. Bernhard war bescheiden und verständig genug, um einzusehen, daß es eine kühne Bitte war, welche er an den Amtmann stellte, da er viel, sehr viel verlangte und auf harten Widerstand gefaßt sein müsse, aber er hatte sich doch zu energischem Handeln entschlossen, denn Else wollte durchaus nicht mehr „hinter dem Rücken des Vaters dies Verhältniß fortsetzen,“ und er selbst sagte sich, daß er doch sprechen müsse, um zum Ziele zu gelangen, und jede Verzögerung eigentlich nutzlos sei.

So hatte er sich denn entschlossen, heute den entscheidenden Schritt zu wagen. Er that dies nicht ohne Hoffnung, denn gerade während der letzten Tage war der Amtmann ihm in ganz besonders freundlicher Weise entgegen getreten, er hatte häufiger und freundlicher mit ihm gesprochen, als je zuvor, und ihn in jeder Weise merken lassen, daß er ihn als fleißigen, strebsamen Mann achte.

Dies ermuthigte den jungen Mann und erleichterte es ihm, zur Ausführung seines Entschlusses mit Vertrauen zu schreiten.

Bernhard verehrte den Amtmann, er empfand ein Gefühl herzlicher Zuneigung und größter Hochachtung für den freundlichen, jovialen Mann, der ihm immer so liebenswürdig und theilnehmend entgegenkam, der für ihn, das arme, einst namenlose Findelkind, stets väterlich gesorgt hatte, und gerade deshalb wurde es ihm nicht leicht, mit einer so großen, kühnen Bitte vor ihn hinzutreten.

Als er jetzt dicht an dem Eingange des Amtshauses angelangt war, blieb er zögernd stehen. Er seufzte tief auf, nahm seinen Hut ab und strich mit der Hand über die glühende Stirn. Je mehr sich der entscheidende Augenblick näherte, desto banger wurde ihm zu Muth, desto heftiger klopfte sein Herz.

„Und doch muß es sein,“ murmelte er vor sich hin und fuhr dann, wie um sich zu größerer Entschlossenheit zu überreden, fort:

„Warum ist mir denn so beklommen zu Muth? — Warum bin ich so verzagt und scheue mich, einzutreten und meine Bitte vorzubringen? — Ja, ich verlange viel, aber der Amtmann ist ein freundlicher, liebevoller Mann, der sich nicht von Vorurtheilen und äußeren Rücksichten beherrschen läßt. — —

In solcher Weise versuchte Bernhard sich Muth einzusprechen und öffnete endlich das Gitter der Eingangsthür.

„Pst, pst!“ tönte es da plötzlich, als er kaum den Garten betreten, von oben her an seine Ohren. Er hob verwundert den Kopf und blickte in Elsens hochgeröthetes Gesicht.

Das junge Mädchen beugte sich aus dem weinumrankten Fenster ihres Gemaches und nickte dem Eintretenden freundlich zu. Das glückliche, vertrauensselige Lächeln, welches auf ihrem rosigen Antlitz lag, die fröhliche Zuversicht, die in ihren blauen Augen schimmerte, flößten dem jungen Mann neuen Muth und Hoffnung ein. Verstohlen warf er ihr nachdem er sich nach allen Seiten umgesehen, einen Kuß zu und betrat dann schnell das Haus.

Er ging geradewegs, ohne noch einmal stehen zu bleiben, bis zu dem Zimmer des Amtmanns und klopfte an die Thüre desselben. Nach einer anscheinend in dem freundlichsten Tone erfolgten Einladung betrat Bernhard das Zimmer.

Der Amtmann saß in einem Sessel und blickte den Eintretenden aufmerksam an. Als er in diesem seinen Sekretär erkannte, stand er schnell auf und schritt demselben entgegen.

Ein fast herzliches Lächeln breitete sich über seine Züge und er rief, dem Ankömmling seine Hand entgegenstreckend, laut aus:

„Ah, Grüß Gott, Herr Bernhard! — Was führt Sie zu so ungewöhnlich früher Stunde zu mir? — Es freut mich ja ungemein, Sie bei mir zu sehen, aber Sie sollten diese Sonntagsstunden doch lieber zur Ruhe oder zur Ausübung Ihrer künstlerischen Studien benützen! Jedenfalls seien Sie mir aber herzlich willkommen!“

Diese in so herzlichem Tone gesprochenen Worte thaten dem jungen Manne förmlich wohl, sein Vertrauen, seine Zuversicht wuchsen, und so klang denn seine Stimme ziemlich sicher, als er auf des Amtmanns Rede entgegnete:

„Herzlichsten Dank für Ihre freundlichen Begrüßungsworte, Herr Amtmann. Dieselben geben mir den Muth, Ihnen gleich zu gestehen, daß mich eine wichtige Angelegenheit, welche für mein ganzes Leben von Bedeutung ist, zu Ihnen führt.“

„Eine wichtige Angelegenheit—“ wiederholte der Amtmann—„bedeutungsvoll für Ihr ganzes Leben — hm — — hm —“ und dabei sah er dem jungen Mann eigenthümlich, wie verständnißvoll schmunzelnd ins Gesicht.

Bernhard erröthete verwirrt. Sollte der Amtmann eine Ahnung von seinen Absichten haben und sich entschlossen haben, diesen freundlich und aufmunternd entgegenzukommen?

Fast schien es dem jungen Manne so, denn Nikolaus Brandes legte, noch immer lächelnd, seine Hand auf Bernhard's Schulter und fuhr fort:

„Scheuen Sie sich nicht, offen heraus zu sagen, was Sie von mir wünschen, mein junger Freund; Sie werden unzweifelhaft schon seit langer Zeit, vielleicht seitdem Sie mich kennen, wahrgenommen haben, daß ich Ihnen nicht nur ein warmes Interesse, sondern auch eine herzliche, fast könnte ich sagen innige Zuneigung entgegentrage!—Dem ist in der That so, ja ich zögere nicht, Ihnen offen zu gestehen, daß Sie mir fast so lieb sind wie — — wie meine Else, und deshalb zögern Sie nicht mehr länger, sagen Sie gerade heraus, was Sie wünschen.“

Das Herz des jungen Mannes schlug stürmisch. Dieses freundliche Entgegenkommen wollte ihm fast unglaublich erscheinen.

„Herr Amtmann —“ sagte er endlich stockend — „meine Bitte — —“

„Na, wenn's Ihnen gar zu schwer wird, lieber Bernhard,“ fiel Brandes ein, „dann will ich Ihnen auf halbem Wege entgegenkommen, Sie kleiner Hasenfuß! — Sie wünschen — —“ hier zwinkerte er wieder verständnißinnig mit den Augen — Sie wünschen eine kleine Gehaltserhöhung, he?“

Erschrocken starrte Bernhard den lächelnden Amtmann an.

„O nein, nein,“ stieß er dann hastig und entschlossen heraus — „weit mehr ist es, was ich von Ihnen verlange, es ist—die Hand des Fräulein Else!“

Der Amtmann stieß einen lauten Schrei aus und taumelte förmlich zurück. Der Ausdruck seines Gesichtes wechselte jäh, seine Augen hafteten weit geöffnet auf dem Antlitz Bernhard's — er starrte denselben an, als habe er etwas Ungeheuerliches, Unglaubliches vernommen.

Diese Wandlung im Wesen des Amtmanns kam für Bernhard so überraschend, so jäh und unerwartet, daß derselbe, keines Wortes mächtig, seinem Vorgesetzten gegenüberstand.

Einen solchen Eindruck seiner Bitte hatte er nicht erwartet. Das war nicht der Zorn, die empörte Erregung über einen vermessenen Wunsch, die aus dem Gesichtsausdruck und der Haltung des Amtmanns sprachen — das war ein übermächtiger Schreck — eine unendlich schmerzliche und traurige Ueberraschung, — die Erkenntniß eines überaus tragischen und unlöslichen Conflictes.

Brandes schien an der Stuhllehne eine Stütze suchen zu müssen, um sich dadurch vor dem Niedersinken zu schützen.

„Welch' ein Unglück,“ stöhnte er endlich, tief aufseufzend, und griff sich verzweifelt an den Kopf, „welch' ein namenloses Unglück!“

Jetzt erst fand Bernhard die Sprache wieder.

„Mein Gott, Herr Amtmann,“ sagte er in größter Erregung, „ich verstehe nicht, warum Sie meine Bitte so erschreckt läßt.... Wenn Sie mir ob meiner Bitte zürnen — —“

„Zürnen? — O nein!“ entgegnete Brandes mit seltsam weicher, zitternder Stimme, „aber ich klage das Schicksal an, das uns Alle so unglücklich macht... Armer, junger Mann! — Arme, theure Else!“ fügte der Amtmann noch mit dem Ausdruck des tiefsten Schmerzes hinzu.

„Um des Himmels Willen, Herr Amtmann!“ rief Bernhard drängend, indem er die Hand seines Wohlthäters ergriff, „klären Sie mich über diese räthselhaften Worte auf! — Ich vermag sie nicht zu verstehen und vergehe vor Ungeduld.

Schwerathmend ließ der Amtmann sich auf einen Sessel nieder.

„Mein armer, junger Freund,“ begann er stöhnend, „ich handelte in wahnsinniger Verblendung, als ich Sie hierher, als ich Sie in die Nähe Else's brachte, ohne Sie vorher völlig aufzuklären.... Ich vergaß den Liebreiz, die Schönheit des braven Mädchens, ich übersah Ihre Jugend, Ihren heißen, leidenschaftlichen Sinn — o wie schwer, wie bitter hat sich nun meine Unüberlegtheit gerächt! ....

„Ich beschwöre Sie, Herr Amtmann,“ rief Bernhard, indem er die Hände des erregten Mannes fester umklammerte, „geben Sie mir endlich die erbetene Aufklärung!“

Schwermüthig starrte Brandes vor sich hin.

„So zwingt mich denn wirklich ein tragisches Geschick,“ sprach er dann mit umflorter Stimme, „das Geheimniß preiszugeben, das ich so lange sorgsam und peinlich hütete, das ich wie ein Heiligthum in meine Brust verschloß, so muß ich der Zuneigung, welche das geliebte Kind für mich gefaßt, entsagen, ihre Gemüthsruhe grausam zerstören, ihr Geschick verdüstern—sie, die bisher so Glückliche in die Nacht des Kummers stoßen und Sie, mein guter Bernhard—O mein Gott, mein Gott, womit nur haben wir Alle dieses Elend verdient!“

Er bedeckte sein Gesicht mit den Händen, seufzte einige Male tief und schwer und fuhr dann, die Hand Bernhard's ergreifend und ihn näher zu sich heranziehend, fort:

„Ich muß Ihnen ein Geständniß machen, Bernhard, das Sie überraschen, das Sie erschüttern wird.... Else ist nicht meine leibliche Tochter — sie ist ein angenommenes Kind — — die Tochter einer Seiltänzerin, welche kurz nach Else's Geburt vom Seile stürzte und an den Folgen der erlittenen Verletzungen starb.“

Der Amtmann hatte diese Worte abgebrochen und stöhnend herausgestoßen. Das Gesicht des athemlos lauschenden Bernhard hatte eine fahle Blässe überzogen und er rief:

„Wie, Herr Amtmann—Sie glauben, daß ich aus diesem Grunde — —“

Brandes winkte hastig abwehrend mit der Hand und sprach in derselben Weise wie vorher, in gedämpftem Tone weiter:

„Lassen Sie mich vollenden — — Sie wissen noch nicht Alles. Ich nahm Else zu mir als mein eigenes Kind, weil ich jene Seiltänzerin, jene Miß Alina, ein schönes, engelgutes Wesen geliebt — angebetet hatte — geliebt, ohne Erwiderung meiner Gefühle — angebetet, ohne daß mein Flehen erhört wurde, denn Miß Alina war die Gattin eines armen, lahmen Künstlers — der — der —“ hier schien ein seltsamer Schauer den Körper des Unglücklichen zu durchfliegen — „sein Leben in den Wellen unseres Flusses verlor. Ich nahm Else zu mir, weil ich in ihr die Mutter liebte und übertrug auf sie alle die heißen Herzensgefühle, welche ich Alina gewidmet hatte.

Ich machte Else zur Trägerin meines Namens und suchte ihr Loos so glücklich als möglich zu gestalten. Aber — —“ hier steigerte sich des Amtmanns Erregung und seine Blicke hafteten mit schmerzlichem Ausdruck auf dem bleichen Gesicht Bernhard's, „aber Else war nicht das einzige Kind, welches die verunglückte Seiltänzerin hinterließ — es blieb noch ein zweites junges Wesen zurück—wenige Jahre älter als Else — ein Sohn — ein Sohn — — Sie, Bernhard!“

Ein lauter Schrei der Verzweiflung durchhallte den stillen Raum.

Die Hände vor das Gesicht schlagend, brach Bernhard vor dem Amtmann zusammen und convulsivisches Zittern durchflog seine schlanke Gestalt.

„Ja, mein armer, junger Freund,“ begann Brandes von Neuem, „Sie sind — der Bruder Else's — der Sohn jener Seiltänzerin, welche ich einst geliebt und deren Andenken mir heute noch heilig ist! — O, daß über die Kinder der Geliebten nun ein solcher Kummer kommen mußte!“

Er holte einige Male tief und schwer Athem und fuhr dann fort:

„Daß meine Liebe anfänglich Ihrer Schwester fast ausschließlich gehörte, wird Ihnen begreiflich erscheinen, denn sie war das Ebenbild ihrer Mutter—Sie aber, Bernhard, gleichen genau dem Manne, den ich haßte, weil er diejenige besaß, welcher ich entsagen mußte, und so kam es, daß ich meine innigste, heißeste Zuneigung Else zuwandte, daß ich sie als mein eigenes Kind zu mir nahm, während ich für Sie, Bernhard, nur ein Freund und Beschützer wurde. Erst durch Ihren edlen und hochherzigen Charakter haben auch Sie sich meine herzliche Zuneigung gewonnen .... Ach, ersparen Sie es mir, Ihnen in dieser entsetzlichen Stunde Alles genau zu schildern — es ändert ja doch nichts an der traurigen Thatsache.“

Wie eine Erstarrung schien es über Bernhard gekommen zu sein.

Sein Körper regte sich nicht, nur in seiner Brust schien es fieberhaft zu arbeiten.

Eine lange Pause entstand in dem Gespräch der beiden Männer—kein anderes Geräusch durchtönte den stillen Raum, als das krampfhaft ächzende Athmen Bernhard's und die lauten Seufzer, die sich den Lippen seines Wohlthäters entrangen.

Endlich nach langer Zeit hob Bernhard den Kopf empor und fragte mit heiserer, von Thränen fast erstickter Stimme:

„Was soll nun werden?“

„Ich weiß es nicht,“ entgegnete Brandes in einem Tone, aus welchem tiefe Verzweiflung und bitterer Schmerz sprachen, „meine Gedanken haben sich verwirrt und ich bin unfähig, klar zu urtheilen, zu überlegen. O, welche Katastrophe brach so plötzlich über uns herein!—Armes Kind, arme Else!—Wie wird es sie erschüttern, wenn ich vor sie hintrete und sage: Du bist nicht mein Kind, Du bist das Kind — einer Seiltänzerin! Aus Gnade und Barmherzigkeit habe ich Dich zu mir genommen, — o, ich kenne ihren im Grunde so stolzen Charakter, — diese Offenbarung wird sie vernichten!“

„Niemals darf sie erfahren, daß sie nicht Ihre Tochter ist,“ rief Bernhard eifrig, indem er sich aufrichtete. „Sie haben Recht, Herr Amtmann, diese Mittheilung würde das Glück ihres Lebens vernichten, sie tiefsinnig machen.“

„Und dennoch muß die Aermste Alles erfahren! — Wie anders sollte ich ihr denn begreiflich machen, daß sie Ihnen entsagen muß, daß Ihr Euch trennen müßt, trennen für immer?“

„Trennen für immer!“ wiederholte der junge Mann aufschluchzend in wildem Weh und sein Gesicht mit den Händen bedeckend.

„Wie anders sollte ich ihr erklären, daß der Bund zwischen Euch niemals geschlossen werden darf,“ fuhr der Amtmann tief bewegt fort. „Nein, ich muß ihr Alles sagen — ich muß ihr den Vater und den Geliebten zugleich rauben, ich selbst muß meine herzlichen Gefühle für sie opfern, denn sie wird mich dann immer nur als ihren Wohlthäter betrachten — und was mich am tiefsten schmerzt—was mir am wehesten thut, ist, daß dies Alles vergebens, daß dies Alles geschehen muß, ohne ihr, ohne Euch zu nutzen, oder Euer Unglück zu mildern! ......O, daß sie Dich nie gesehen hätte! — Wenn es dann ein grausamer Zufall, ein Spiel des Schicksals plötzlich nothwendig machte, daß sie die Wahrheit erführe, dann würde sie einen Ersatz an einem geliebten Manne gefunden haben, dann hätte ihr Herz sich einem Menschen zuwenden können, der ihr die Hand zum Lebensbunde gereicht hätte!.. Aber ein grausames Geschick hat es anders beschlossen. Es führte Euch zusammen, es weckte das heiße Gefühl der Liebe für Dich in ihrer Brust, es machte sie unendlich glücklich, um sie in der nächsten Stunde namenlos unglücklich zu machen! — Ihr ganzes Dasein wird mit einem Schlage zerstört!“

„Ich bitte, ich beschwöre Sie, Herr Amtmann,“ rief Bernhard leidenschaftlich, indem er die Hände des väterlichen Freundes ergriff, „sagen, nennen Sie mir ein Mittel, um der Geliebten wenigstens diesen Kummer zu ersparen!“

„Es giebt kein solches,“ entgegnete der Amtmann in dumpfem Tone.

„O, doch, doch! Es muß eins geben, wir müssen eines ersinnen! — Es giebt keine Macht auf Erden, durch welche der Abgrund, welcher zwischen mir und der Geliebten sich aufgethan, auszufüllen sein würde—es kann sich kein Wunder ereignen, durch welches unsere Vereinigung ermöglicht werden könnte, — nun wohl, so darf mir auch kein Opfer zu schwer sein, um der Theuren Geschick zu mildern, ihr Unglück zu erleichtern...... Sagen Sie mir nur, Amtmann, muß sie denn wirklich erfahren, daß sie — — — nicht — — Ihre Tochter ist?“

Starr blickte der Amtmann vor sich nieder—starr und regungslos saß er da—nur in seinem Gesichte zuckte es seltsam.

„Ich weiß, daß ihr armer, zarter Geist die furchtbaren Enttäuschungen, die schweren Schläge kaum ertragen wird,“ sagte Brandes endlich langsam, mit unsicherer Stimme, „ich fürchte, daß wir das Schlimmste erwarten müssen, und dennoch — sehe ich keinen anderen Ausweg.“

In den Augen des jungen Mannes loderte es wie ein Entschluß der Verzweiflung auf.

„Und wenn ich entfliehe, wenn ich ohne Abschied von ihr ginge,“ rief er hastig, während ihm die Stimme fast den Dienst versagte, „wenn ich es über mich gewänne, sofort, vielleicht noch heute, diesen Ort zu verlassen—wäre es dann möglich, ihr die andere Enttäuschung zu ersparen, ihr über mein Verschwinden eine halbwegs beruhigende Auskunft zu geben, wäre dann Aussicht vorhanden, daß sie den Schmerz ihrer Seele überwinden, daß sie mit der Zeit—“

Bernhard hielt einen Augenblick inne—die aufquellenden Thränen, welche in seine Augen traten, die schienen auch seine Stimme völlig zu ersticken—es klang kaum vernehmbar, als er vollendete:

„Wäre dann — zu hoffen, daß sie mit der Zeit — mich vergäße — daß — vielleicht nach langen Jahren ihre Liebe — sich einem anderen zuwendete und sie — auch noch glücklich werden könnte?“

Mit weit geöffneten Augen, in denen die hellen Thränen standen, starrte er, eine Antwort erwartend, den Amtmann an.

Dieser schüttelte nach kurzem Schweigen den Kopf und sagte langsam:

„Sie vergessen?—Ganz vergessen?—Nein, das wird Else niemals können. Ihre Gefühle sind fest und treu. Aber daß sie vielleicht — nach langer, langer Zeit einen anderen Mann achten und schätzen lernen und diesem ihre Hand reichen — daß ihr Loos sich auf diese Weise doch schließlich zu einem—zufriedenen gestalten könnte, das läge nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit. Sie ist ja noch jung, das ganze Leben liegt noch vor ihr—sie glaubt die Tochter eines wohlhabenden, angesehenen Mannes zu sein—sie würde vielleicht—ja, das hoffe ich mit Zuversicht—diese eine Enttäuschung ihres Herzens, ihre erste Liebe, überwinden und glücklich werden können—“

„Nun, so will ich gehen,“ stieß Bernhard rasch und hastig hervor, „so will ich aus diesem Orte fliehen noch in dieser Stunde!“

„Nein, Bernhard, dieses Opfer—“

„Muß ich bringen,“ fiel der junge Mann entschlossen ein, „wenn ich das Leben der Geliebten, das Leben meiner Schwester, nicht völlig vernichten will! —Was wäre denn gewonnen, wenn ich vor sie hinträte und ihr sagte: Lebewohl — Schwester! — Würden wir dadurch glücklicher? — Ja, darf ich denn zärtlichen Abschied von ihr nehmen! — Darf ich von ihr scheiden, wie man von der Geliebten scheidet! — Nein, nein! — Lassen Sie mich gehen, Herr Amtmann, noch heute, jetzt gleich!“

„Aber, mein Gott, wohin wollen Sie sich wenden, Bernhard?“

„Wohin? — Ich weiß es nicht! — Was ich mit meinem elenden Leben beginnen werde, darüber vermag ich keine Auskunft zu geben. Vielleicht —“

Hier sah er seine Hand plötzlich von der des Amtmanns ergriffen.

„Vielleicht,“ fiel ihm Brandes rasch und lebhaft in die Rede, während es in seinen großen Augen hell aufleuchtete, „vielleicht giebt es auch für Sie Bernhard, noch eine Möglichkeit des Trostes, des Vergessens.“

„Für mich? — O Herr Amtmann —“

„Vollenden Sie nicht, hören Sie mich erst an. — Das Geschick hat Ihnen ein großes, geniales Talent gegeben! — Wie, wenn Sie dazu bestimmt wären, ein großer Künstler, ein berühmter Maler zu werden? — Bernhard, beziehen Sie die Akademie — — studiren Sie — leben Sie ganz der Kunst und vielleicht kann sie Ihnen einstmals den Verlust der Geliebten ganz ersetzen!“

„Illusionen, Herr Amtmann, Illusionen!“ versetzte Bernhard düster, „ich liebe die Kunst — — aber die Wunde meines Herzens wird sie nie, niemals heilen können! — Auch vergessen Sie, daß ich ein ganz armer Teufel bin—“

„Oho,“ unterbrach der Amtmann ihn rasch. „Bin ich nicht da? — Glauben Sie, ich würde Sie mittellos hinausstoßen in die Welt? — Glauben Sie, daß Sie diesen Ort verließen, ohne daß ich Ihnen wie bisher rathend und schützend zur Seite stände? — O nein, Bernhard, ich habe Ihre Mutter geliebt, ich liebe jetzt auch Sie! — Und wenn Sie großherzig genug sein sollten, mir und Else das Opfer stillschweigender Entsagung zu bringen, wenn Sie wirklich von hier fortgehen wollten, ohne daß Ihre Schwester volle Aufklärung über das Geheimniß der Herkunft erhielte, — glauben Sie, daß ich dieses Opfer annähme, wenn ich Sie einer unsicheren, dunklen Zukunft entgegen gehen sähe? — O nein, Bernhard! — Fern sei es von mir, Sie zu diesem heroischen Opfer zu überreden, wenn Sie aber entschlossen sind, dasselbe zu vollbringen, dann werde ich für Sie Sorge tragen, ich werde Sie studiren lassen, ich werde Sie unterstützen so lange, bis Sie der Hilfe nicht mehr bedürfen.“

„Herr Amtmann,“ entgegnete Bernhard mit zitternder Stimme, „mein heißester Dank, meine innigste Verehrung gehören Ihnen — aber — Sie haben bereits so viel für mich — so unendlich viel für Else gethan, — daß ich Ihr Anerbieten nicht annehmen kann. — Ich werde gehen — und — Gott wird mir beistehen.“

„Nun wohl,“ sagte Brandes mit finsterer Entschlossenheit, „so wird Else in der nächsten Stunde Alles erfahren.“

„Wie, Herr Amtmann — Sie wollten —“

„Ihr sofort das Geheimniß ihrer wahren Herkunft enthüllen.“

„Um des Himmels willen!“ rief Bernhard erschrocken aus.

„Nun, so nehmen Sie meine Bedingungen an,“ sagte Brandes rasch. „Lassen Sie mich für Sie sorgen — so lange, bis Sie ein tüchtiger Künstler geworden sind und auf eigenen Füßen zu stehen vermögen.“

Er schritt schnell auf den in einer Ecke seines Zimmers stehenden Geldschrank zu und öffnete denselben hastig.

Die Augen Bernhard's folgten ihm.

In furchbarer Erregung stand der junge Mann in der Mitte des Gemachs — er stützte sich mit beiden Händen auf die Platte des Tisches, als fürchte er umzustürzen. Seine Brust arbeitete krampfhaft, seine Stirn glühte.

„Ich kann jetzt kein Geld von Ihnen annehmen,“ stöhnte er mit heiserer, vor Erregung bebender Stimme, „ich kann es nicht.“

Der Amtmann wendete sich ihm zu und sah ihn wehmuthsvoll an.

„Mein armer Bernhard, sagte er dann langsam und in weichem Ton, „die Katastrophe, welche so plötzlich über uns hereingebrochen, ist so schwer, die Verhältnisse, mit welchen wir zu rechnen haben, sind so ernst, daß wir uns nicht in Illusionen wiegen dürfen. Ich glaube wohl, daß es Ihnen unendlich schwer wird, jetzt Geld von mir anzunehmen, so freudigen Herzens es Ihnen auch gegeben wird, aber nur indem Sie die Ihres Herzens, Ihrer Empfindungen würdige Regung überwinden, wird es Ihnen möglich gemacht, unsere geliebte Else zu schonen.

Sie besitzen leider gar keine Mittel und sind daher—verzeihen Sie mir diesen vielleicht grausam und roh klingenden Ausdruck — und sind daher auf meine Unterstützung angewiesen. Sie haben nicht einmal die Mittel zur Bestreitung der Reisekosten, nicht wahr?“

„Nein,“ antwortete Bernhard in kaum hörbarem Tone, den Blick zu Boden senkend.

(Fortsetzung folgt.)

— Hofstil. „Durchlaucht haben geruht, sich die Sonnenfinsterniß anzusehen, und haben durch ihren Haushofmeister Ihre vollste Befriedigung über das großartige Schauspiel aussprechen lassen!“

Von England nach Indien.

In dem Parlament der canadischen Dominion wurde zur Zeit, als die canadische Pacificbahn gebaut werden sollte, mit großem Nachdruck betont, daß die Bahn für England sich von großem Vortheile erweisen würde, wenn es sich darum handelt, Truppen von England nach Indien auf die möglich schnellste und sicherste Weise zu befördern. Die Bahn ist seither gebaut worden, aber die „strategischen“ Hoffnungen, die man in sie zu setzen pflegte, sind zerstäubt, wie Sand vor dem Winde. Erst kürzlich hat Major Mayne, ein englischer Offizier, über die canadische Pacificbahn als strategischen Punkt für England ein sehr abfälliges Urtheil geäußert. Seinen Angaben nach kann England, falls der Suez-Canal durch irgend eine feindliche Macht geschlossen werden sollte, nach Indien nur um das Vorgebirge der guten Hoffnung oder über die canadische Pacificbahn gelangen. Nach den Karten der englischen Admiralität beträgt die Entfernung von Portsmouth in England nach Bombay um das Vorgebirge herum 12,953 Meilen. Ueber die Pacificbahn und dann nach Indien bieten sich für die Engländer zwei Wege, und zwar der eine über Hongkong, der andere über die malaischen Inseln.

Auf der erstern Strecke ergibt sich eine Entfernung von Port Moody nach Bombay von 12,909 Meilen, auf der zweiten über die malaischen Inseln eine solche von 11,844 Meilen. Dazu kommt noch die Entfernung von Portsmouth nach Halifax in Neu Schottland, welche 2,860 Meilen beträgt, und die Ueberlandreise von Halifax nach Port Moody mit 3,758 Meilen, so daß die Gesammt-Entfernung von Portsmouth über Halifax und Hong Kong von England nach Bombay 15,969 und über die malaischen Inseln 14,704 Meilen beträgt. Die Reise um das Vorgebirge der guten Hoffnung ist demnach von England aus zur See nicht nur um 1,751 bis 3,016 Meilen kürzer, sondern braucht auch nicht auf die Entfernung zwischen Quebec oder Halifax in Canada bis an die Küste des stillen Oceans Rücksicht zu nehmen, wodurch die Reise um weitere 3,080 bis 3,758 Meilen verlängert wird.

Nach den Berechnungen des Major Mayne dauert die Fahrt von England nach Indien über Canada vermittelst der canadischen Pacificbahn nicht nur 7 bis 9 Tage länger, sondern nimmt auch außerdem eine längere Seefahrt von fünf bis zu 10 Tagen in Anspruch, als die directe Fahrt um das Vorgebirge der guten Hoffnung herum.

Außerdem käme die Zeit noch gar nicht in Betracht, welche erforderlich sein würde, um die englischen Truppen nebst Zubehör in Halifax oder Quebec ab- und wieder umzuladen. Dieses würde mindestens 24 Stunden in Anspruch nehmen, so daß schließlich sich die Route über die canadische Pacificbahn über Canada um mindestens 15 bis 22 Tage länger gestaltete müßte, als dies über die Route um das Cap der guten Hoffnung der Fall sein würde.

Außerdem bietet der Weg via canadische Pacificbahn für englische Truppen auch noch andere Schwierigkeiten. Bekanntlich gelten Kohlen im Falle eines Krieges für internationale Contrabande, und es würde sehr leicht möglich sein, daß die englischen Schiffe auf ihrer Fahrt an den Sandwich-Inseln vorbei keine Kohlen für die Weiterfahrt erlangen könnten. Auch könnten z. B. die Russen englische Transportschiffe an zahlreichen Küsten des stillen Meeres, wie bei Vancouver, Hong Kong, den Sandwich-Inseln u. s. w. überfallen und dadurch ihnen den Weg nach Indien verlegen.

Zur Indianer-Frage.

Die Indianer in der unteren Brulé-Agentur hatten sich bekanntlich den Bundesbeamten widersetzt, als dieselben den Versuch machten, das zur Reservation gehörende Land behufs Parcellirung unter die Indianer zu vermessen. Die Aufrührer wurden von einem Armee-Officier mit Hilfe von 25 indianischen Polizisten verhaftet, und damit hat dort der Aufruhr ein Ende. Es ist jedoch ein offenes Geheimniß, daß viele Indianer auch in anderen Reservationen Gegner der Parcellirung sind und nichts davon wissen wollen, daß man einem Jeden von ihnen ein besonderes Stück Land als Eigenthum anweise. Es wird demnach wohl noch zu vielen ernstlichen Auseinandersetzungen kommen, ehe es gelingt, die Indianer mit dem neuen System zu versöhnen.

Es sind gegenwärtig viele Angestellte des Indianer-Departements auf den Reservationen mit der Vermessung von Ländereien beschäftigt. In vielen Fällen haben sie nach Washington die Nachricht geschickt, daß die Indianer der Vermessung keine Hindernisse in den Weg stellen, doch gibt es auch einzelne Stämme, die von der Vertheilung absolut nichts wissen wollen. In der Reservation zu Yankton in Dakota z. B. sind von 1700 Indianern nur etwa 50 zu Gunsten der Landvertheilung eingenommen, die übrigen 1650 wollen von derselben nichts wissen. Nach dem letzten Congreß-Gesetz in Bezug auf Indianer-Ländereien sollte die Vermessung und Vertheilung derselben ohne Einwilligung der Indianer geschehen, und erst der Bundessenat fügte dem betreffenden Gesetze eine Clausel bei, wonach die Vermessung und Vertheilung des Landes erst dann stattfinden sollte, wenn die Mehrzahl der in der betreffenden Agentur ansäßigen Indianer hierzu ihre Einwilligung ertheilen würde. Das Repräsentantenhaus nahm in der nächsten Lesung der Bill die „Verbesserung“ an, fügte ihr aber einige kleine Umänderungen hinzu, welche indessen im Conferenz-Ausschuß unerledigt blieben. So ist der Zusatz aus der ursprünglichen Bill vollständig verschwunden.

Die nach dem neuen, im Monat Februar 1887 passirten Bundesgesetz ernannten Vermesser für Indianer-Ländereien erhalten natürlich ein bestimmtes Salair per Tag und thun ihre Pflicht, ohne sich weiter darum zu bekümmern, ob dieselbe den Indianern angenehm ist oder nicht. Sie geben sich nicht die Mühe, den Indianern mitzutheilen, warum sie die Arbeit thun, und so kommt es, daß die Indianer mit großem Argwohn den Vermessungen zusehen. Sie wissen nicht, was die Folgen derselben sein werden, und viele Häuptlinge sind grundsätzliche Gegner der Parcellirung, weil sie unter dem jetzigen System größere Vortheile genießen.

Es mag leicht vorkommen, daß sich ähnliche Ereignisse, wie auf der Bois Brulé-Agentur, auch anderswo ereignen werden. Es wird viel Tact und Geduld erforderlich sein, um die Indianer im ganzen Gebiete der Ver. Staaten an die neue Idee zu gewöhnen. Vielleicht wird sogar an den Congreß die Pflicht herantreten, die Bestimmungen des gegenwärtigen Gesetzes derart zu verändern, daß auch die Indianer ein Wort dabei mitzureden haben, ob sie ihre verbrieften Rechte auf die Reservationen willenlos aufgeben müssen, oder nicht.

— Vorbereitung. (Ein junger Dichter, der sein erstes Stück den Dramaturgen eines Hoftheaters vorlesen will, jedem der Herren ein Taschentuch überreichend): „Bitte, meine Herren, mein Stück ist ein Trauerspiel!“

Verschiedenes.

— Die Nemesis, welche den Verbrecher ereilt, braucht mitunter hierzu sehr viel Zeit. Nach mancherlei Irrfahrten ist dieser Tage ein Pariser Gauner endlich vor dem Zuchtpolizeigericht von dem verdienten Schicksal ereilt worden. Leon Pailler war als Bankdiener bei der Société générale angestellt; an einem schönen Augusttage des Jahres 1886 fand er es nicht für nöthig, mit seiner vollgefüllten Geldtasche in's Bankgebäude zurückzukehren, er sandte durch einen Dienstmann seine Livré zurück und nahm das Geld mit sich. Eine Weile hindurch lebte er in Paris verborgen, doch eines Tages lernte er eine schöne Portièrin kennen und machte in Gesellschaft derselben, unter der Firma „neuvermähltes Ehepaar“, eine Reise nach Nizza. Bald gefiel es ihm dort nicht mehr, und eine italienische Schönheit, die er kennen lernte, führte ihn nach Monaco, wo er von den hunderttausend Francs, die er der Gesellschaft entführt, 37,000 Francs am Roulette verlor. Nun beschloß er, ein „solideres Leben“ zu beginnen, und kaufte sich in Ventimiglia eine reizende, von Palmen beschattete Villa, in welcher er sich einen, aus sechs Damen bestehenden Miniatur-Harem einrichtete, der von einem echten schwarzen Riesenneger bewacht wurde. Eines Tages brannte der Neger durch, und mit ihm verschwanden 15,000 Frcs., die sich Pailler für seine alten Tage zurückgelegt. Den gleichen Flug in's Weite nahmen in kurzen Zwischenräumen auch die sechs Haremsdamen, und jede raubte beim Scheiden einen Theil der Werthobjecte ihres Gebieters. Als letzte verschwand die mandeläugige Suleika, recte Marie Giotti, ein römisches Blumenmädchen. All' diese Unglücksfälle verleideten Pailler den Aufenthalt in Italien, er verkaufte die Villa wieder und ging mit 20,000 Frcs., seinem gesammten Vermögen, nach Barcelona. Dies Geld aber, das er unter dem Parquetboden seines Zimmers versteckt hatte, wurde ihm gestohlen; der unglückselige Pailler wurde vor Hunger und Elend ohnmächtig in den Straßen Barcelonas aufgefunden und den französischen Gerichten ausgeliefert. Bei der Gerichtsverhandlung sagte er melancholisch: „Meine Herren, ich habe auf meiner Reise mindestens fünfundzwanzig Personen kennen gelernt, die weit schlechter waren als ich!“ Heiter sagte der Präsident: „Wir glauben ohnehin nicht, daß die Herrschaften, die Sie bestohlen, mit hohen Orden ausgezeichnet werden; die meisten dürfte ihr Schicksal bereits ereilt haben.“ Der arme Pailler wurde zu vier Jahren Gefängniß verurtheilt und bittet den Präsidenten nur um die Erlaubniß, in der Zelle seine Reise-Erinnerungen schreiben zu dürfen.

— Die französische Spionen-Riecherei hat doch wenigstens einmal ihr Gutes gehabt, insofern durch sie die Ergreifung eines Berliner Durchgängers veranlaßt worden ist. Der Droguenhändler Lindener, welcher eine Zeit lang im Osten Berlins eine selbstständige Droguerie besaß, hatte im Frühjahr dieses Jahres den Auftrag übernommen, den Verkauf eines alten und renommirten Droguengeschäftes zu vermitteln. Er hatte diesen Auftrag auch ausgeführt und das Kaufgeld von 6000 Mark vom Käufer übernommen, doch lieferte er dasselbe nicht ab, sondern ergriff damit die Flucht und ging nach Belgien, wo er in dem kleinen Badeorte Laken bei Brüssel ein Hotel „von sehr zweifelhafter Tendenz“ erwarb. Der hinter ihm erlassene Steckbrief blieb wirkungslos. Kürzlich wollte sich nun Herr Lindener zu Schiff nach England begeben, um in London „weibliche Waare“ zur Vervollständigung seines „Hotel-Personals“ zu kaufen. In seiner Begleitung befand sich ein anderer Berliner, Namens Eppstein, der mit ihm gemeinschaftlich die Reise von Berlin nach Belgien gemacht hatte. Auf dem Schiffe verlangte, wie ein fleißiger Reporter berichtet, ein Polizeibeamter ihre Legitimationen, sie besaßen aber keine ausweisenden Papiere und konnten nur ihre Namen nennen. Nun wurde aber zu derselben Zeit von der französischen Regierung auf einen angeblichen Spion Namens Eppstein gefahndet. Die belgische Polizei war ersucht worden, diesen „Spion Eppstein“ im Betretungsfalle festzunehmen, und war auch bereit, diesem Ersuchen zu entsprechen.(?) Als der Begleiter Lindeners seinen N[...] nannte, erregte er natürlich sofort [...] besondere Aufmerksamkeit des belgischen Polizisten, der sogleich die Photographie des gesuchten Spions hervorzog. Nun fügte es aber der Zufall, daß die Photographie nicht auf den Träger des Namens Eppstein, wohl aber auf den Lindener zu passen schien, Grund genug, daß alle Beide verhaftet wurden. Da Beide den Verdacht der Spionage weit von sich wiesen und angaben, daß sie aus Berlin stammten, so wurde bei der hiesigen Polizei nach Richtigkeit ihrer Angaben recherchirt. Infolge dessen erhielt die hiesige Staatsanwaltschaft Kenntniß von dem Aufenthalte des steckbrieflich verfolgten Lindener und brantragte dessen Auslieferung. Während Eppstein wieder freigelassen werden mußte, wurde Lindener nach Berlin übergeführt.

— In Air fand am 9. Oct. eine Doppelhinrichtung statt. Zwei italienische Banditen, Begami und Esposito mußten hier der Gerechtigkeit für ihre zahllosen Gräuelthaten die schuldige Sühne leisten. Esposito war der Hauptmann einer zahlreichen Räuberbande, welche Monate lang Marseille durch ihre verwegenen und mit blutdürstiger Grausamkeit ausgeführten Verbrechen in angstvoller Aufregung erhielt. Die Zahl der Raubanfälle, viele mit tödtlichem Ausgange, und der Einbruchsdiebstähle, deren diese entsetzliche Schaar sich schuldig gemacht, ist eine unglaublich große. Bei der gerichtlichen Verhandlung waren nicht weniger als 25 schwere Verbrechen denselben zur Last gelegt, deren jedes einzelne für die Hauptthäter die Todesstrafe im Gefolge haben mußte. Erst nach unendlichen Mühen und nachdem die Banditen ihre Kühnheit bereits so weit getrieben, auf offener Straße und am hellerlichten Tage die Leute zu überfallen und auszurauben, war es der Polizei gelungen, einiger von ihnen habhaft zu werden. Durch die Festnahme dieser wurde es den Sicherheitsbehörden ermöglicht, auch den größten Theil ihrer Helfeshelfer zu fassen. Nicht weniger als ein Dutzend dieser wilden Italiener hatten sich vor etwa sechs Wochen vor dem Gerichte wegen ihrer Schandthaten zu verantworten. Sie zeigten sich daselbst so ungeberdig, daß man Soldaten mit scharfgeladenen Waffen aufziehen lassen mußte, um sie in Respekt zu erhalten. Die Jury erwies sich verhältnißmäßig sehr gnädig, indem sie nur zwei der Verbrecher zum Tode, die übrigen zu fünf- bis zwanzigjähriger Zwangsarbeit in den Strafkolonien verurtheilte. Begami und Esposito, die beiden zum Tode Verurtheilten, betraten muthig die Richtstätte, sie sprachen sich gegenseitig Muth zu und wiesen die Priester mit gemeinen Schimpfreden zurück. Ihr kaltblütiger Trotz verließ sie bis zum letzten Augenblick nicht.

— Darum. Lehrer: Lasse mich beim Herrn Papa recht schön bedanken für den Wein — es scheint nach der Etiquette ein feiner Stoff zu sein. Wo habt ihr ihn denn her? — Schüler: Mein Papa hat ihn geschenkt bekommen, er war ihm aber zu sauer.

— Verwechselung. Der biedere Landmann Süffle aus Hornhausen hat aus Freude über den Umstand, daß seine Alte durch Rheumatismus zur Theilnahme an der Hochzeit in Tiefenborn verhindert war, einen kräftigen Affen aufgehockt. Spät Abends ist er plötzlich verschwunden. Nach längerem Suchen findet man ihn laut schnarchend — im Schweinestalle, da nähert sich dem Schläfer ein erfahrenes Mutterschwein, fährt den Schlafenden über's Gesicht und giebt sein Erstaunen über den seltsamen Mitbewohner durch lautes Grunzen zu erkennen. Unruhig wälzt sich der biedere Süffle auf die andere Seite und murmelt: „Na, Alte, nu läßt De mich aber bald in Ruh! Wenn de brummen willst, kannst De's morgenthu', nu is Zeit zu schlofen!

— Eine gute Antwort gab ein katholischer Feldgeistlicher, welchem in Anerkennung seiner treuen Amtsverwaltung eine gut dotirte Sinekure und der Titel „Erzpriester“ verliehen worden war, seinem General. Dieser wollte seinen bisherigen Feldpater ein wenig necken und gratulirte ihm zu der guten Beförgung. „Wir hätten Sie“, sagte er, „Alle lieber bei uns behalten, doch ist es für Sie natürlich so besser. Nur Eins gefällt mir bei Ihrer Beförderung nicht.“ — „Und was wäre dies, Exzellenz?“ — „Der Name „Erzpriester“; man sagt doch auch Erzschelm, Erzgauner u. s. w. —“ „O“, meinte der Priester, „das ist nicht so schlimm; man sagt ja z. B. auch „Generalspitzbube“.

— Ein komischer Vorfall ereignete sich jüngst im Ambigu-Theater zu Paris. Dasselbe nahm die Vorstellungen der „Geheimnisse von Paris“ wieder auf: die Aufführung konnte jedoch erst um ½10 Uhr beginnen, denn ein Maschinist hatte am Vorabende die Wasserleitung offen gelassen, so daß die Kellerräume ganz überschwemmt gewesen und das Seilwerk, welches die Koulissen bewegt, straff geworden war. Selbst der eiserne Vorhang ging nur halb in die Höhe. Das Publikum nahm die vom Regisseur gegebene Erklärung der Verspätung mit Humor auf. Die Galerie warf Sous nach dem Eisenvorhang und rief: „Für die Ueberschwemmten!“

— Erkannt. Ein in Geldverlegenheiten befindlicher Studio schreibt an seinen Vater: Lieber Vater: Du kennst meine langjährige Vorliebe für alte Münzen. Ich habe Gelegenheit, mir eine mindestens das Doppelte werthe alte Münzsammlung für 300 Mark zu erwerben. Sende mir diese Summe! — Antwort: Lieber Sohn! Die 300 Mark zur Münzsammlung kann ich Dir nicht senden, denn 1. habe ich sie nicht, 2. kommt es mir, wenn Du Dir eine Münzsammlung anschaffen willst, gerade so vor, als ob sich unser Mops eine Wurstsammlung anschaffen wollte. Dein Vater.

— Ein Professor der Aesthetik hatte eine schöne Tochter, in welche ein Student verliebt war; sie erwiderte diese Liebe und bestellte den Studenten stets, wenn ihr Vater Kolleg las. Der junge Mann kam in Folge dessen während des ganzen Semesters nicht in die Vorlesung, was dem Professor längst aufgefallen war. Als der Student das Honorar zahlte, fragte ihn daher der Gelehrte: „Aber Verehrtester, ich habe Sie nie in meinen Vorlesungen gesehen, obgleich Sie belegt haben; arbeiten Sie denn so fleißig zu Hause?“ — „O nein, Herr Professor“, erwiederte der Student, „ich studire unterdessen Aesthetik nach Ihrem ältesten Werke.“

— Moderne Dienstboten. Frau: „Ich nehme Sie also gegen den bedungenen Lohn auf, und hier haben Sie dann Ihr Zimmer.“—Stubenmädchen: „Aber ich sehe ja keinen Schreibtisch d'rinnen!“ — Frau: „Brauchen Sie denn einen eigenen Schreibtisch? Für mich werden Sie nichts zu schreiben haben.“ — Stubenmädchen: „Aber ich korrespondire mit Journalen sehr viel in Dienstboten-Angelegenheiten!“

— Heimliche Liebe. „Der Herr dort war doch Ihr einstiger Schulkamerad, und Sie beide waren die Unzertrennlichen, und jetzt gehen Sie mit einem kalten Gruße an ihm vorüber?“ — „O, keineswegs, wir lieben uns so innig wie früher, aber wir müssen es verheimlichen; denn, sehen Sie, ich bin Arzt und er ist Leichenbestatter.“

— Umgekehrt. Um einen berühmten Prediger zu hören, ging eine Frau mit ihrem kleinen Kinde zur Kirche, das von dem Lärm auf der Kanzel aufwachte und zu schreien anhob. Als sie sich entfernen wollte, [...] ger: „Bleiben Sie nur, [...] Frau. Das Kind stört mich gar [...] — „Aber Sie stören das Kind, [...] Pastor!“

— Anerkennung. Naturmaler (auf Besuch): „Aha! Diesmal hast Du Dir aber die Natur zur Hilfe genommen, — gesteh' es doch!“ — Phantasiemaler: „Ach ja! Es sind so Sachen in der Natur, die man ganz gut verwenden kann!“

— Darum. „Mein Fräulein, Sie wissen, wie aufrichtig ich Sie liebe! Ich kann nicht leben ohne Sie; aber bitte, entscheiden Sie sich schnell, denn ich habe — noch eine andere Parthie im Auge!“

— Gegensatz. „Ich sage Ihnen nichts besser, als eine Pastete à la m[...]covite, mit Krabben und Spargelköp[...] gefüllt.“ — „Bitte sehr, mein Lieb[...] eine Pastete à la moscovite mit Kr[...]ben und Spargeln ist besser als nichts[...]

— Die langen Prozess[...] Advokat: „Wenn Du nicht gleich b[...] bist, dann werd' ich kurzen Prozeß [...] Dir machen! — Söhnchen: „[...] Papa, das wär' ja ganz gegen D[...] Gewohnheit!“

— Bummlers Wunsch. Bu[...]ler, vor einem Hause, an dem eine [...] mit der Inschrift hängt: Wass[...] anno '48, seufzend: Ach, wenn b[...] mal der Branntwein so hoch stän[...]

— Für die Männer g[...] nur neun Gebote; eines unter d[...] Geboten müßte sie alle verdammen[...] das Weib gibt es nur dies eine — [...] der Urgrund der Weiblichkeit: die [...]heit.

— Der Schnurrbart ist b[...] jungen Manne, was den jungen Mäd[...]chen die Figur: — beides wird mit Sehnsucht erwartet, um damit kokettiren zu können.

— „Glück und Glas, wie bald bricht das!“ Wenn das Glas so leicht zerbrechlich wäre wie das Glück, so wollte kein Mensch mehr Fensterscheiben haben wollen.

— In der Schule. — Lehrer: Gustav Adolph fiel in der Schlacht bei Lützen! — Schüler: Und wann stand er wieder auf?

— Wahrheit. „Sagen Sie mir nur, warum die Wahrheit so selten auf die Bühne kommt?“—„Weil die Wahrheit ungeschminkt ist, mein Freund!“

— Anstrengender Beruf. — „Angeklagter, was sind Sie?“ — „Ich verkaufe bei Sonnenfinsternissen schwarze Observatirgläser!“

— Höchste Sittsamkeit. Fräulein Helene ist so sittsam, daß sie an einem ausgezogenen Tische nicht zu sitzen vermag.

— Kurz und bündig. Herr: „Mein Fräulein, ich liebe Sie!“ — Dame: „Danke — gleichfalls!“